



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Francesca von Rimini : Novelle : (Fortsetzung.) 12.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festeberg.

(Fortsetzung.)

12.



u den Beschauern des Bildes in Berlin gehörte auch jemand, in welchem dasselbe ganz andre als künstlerische Eindrücke hervorrief — Frau Margarethe van Köllen. Sie hatte in ihrer nunmehr zweijährigen Ehe das Glück nicht gefunden, auf dessen Fährte sie während der Hochzeitsreise im Ampezzothale von Osvald betroffen worden war. In den ersten Monaten der Ehe hatte sie in dem beinahe märchenhaften Luxus geschwelgt, den die Vorfahren ihres Ehegatten in dem schönen Hause der Keijzersgracht zu Amsterdam aufgehäuft hatten. Aber als sie die verschiedenen Schmuckgarnituren durchgeprobt hatte und allmählich zu der Erkenntnis gelangt war, daß sich der eine Tag von dem andern nicht unterschied, auch die erste Neuheit ihres Frauenlebens vorüber war, fing sie sich sträflich zu langweilen an und wurde in diesem Beginnen von ihrem Ehegatten aufs kräftigste unterstützt. Joseph van Köllen hatte sich, um es an Vornehmheit den holländischen Millionärsöhnen gleichzuthun, schon frühzeitig eine unerschütterliche Blasirtheit angewöhnt, die bei seinen natürlichen Anlagen zur Geistessträgheit und zum Phlegma auf einen fruchtbaren Boden gefallen war. Er verbrachte den größten Teil des Tages in seinem Rauchzimmer; sein Stolz war eine Sammlung von Tabakspfeifen und Cigarrenspitzen, die er aus allen Ländern und Zeiten, seitdem der Gebrauch des Tabaks eingeführt war, mit wenig Mühe, aber vielem Gelde zusammengebracht hatte. Er unterbrach das Rauchen in seinem Museum nur, wenn er zu Tisch ging oder es nicht vermeiden konnte, sich einmal an der Börse, im Komtoir oder in Het artis, dem zoologischen Garten und fashionablen Vergnügungsort der Amsterdamer, sehen zu lassen. Eine Leidenschaft für Frauen hatte er nie besessen, ja er war,

Grenzboten IV. 1883. 59

da er jede seelische Aufregung verabscheute, dem Umgang mit ihnen geflissentlich aus dem Wege gegangen. Seine Hochzeitsreise mit Margarethe hatte ihm zuviel des Stürmischen und Ungewohnten geboten; er war nach Hause geeilt, froh, sich ungestört wieder auf seinen Divan hinstrecken und die blauen Wolken in die Luft blasen zu können. Er glaubte seinen Pflichten als Ehemann Genüge gethan zu haben, wenn er mit seiner Frau des Mittags zusammen speiste und wöchentlich zweimal mit ihr in Het artis fuhr, um sich seinen Freunden und Neidern gegenüber mit der schönsten Frau in Amsterdam zu brüsten. Die weitere Familie van Köllen bestand meistens aus Geschäftsleuten, deren Interesse sich lediglich auf die Kaffeecente in Java und Sumatra konzentrierte. Sie behandelten ihre Frauen wie ein Spielzeug, das sie putzten, kümmerten sich aber sonst nur wenig um sie, sondern lebten ähnlich wie ihr Bruder, Schwager oder Better, nur daß sie vielleicht etwas mehr Zeit auf Börse und Geschäft verwendeten. In einer solchen Umgebung kam sich Margarethe bald wie in einem Gefängnis, bald wie in einem Irrenhause vor; ein gesellschaftlicher Verkehr fand innerhalb der Familie und der ersten Handelsströmen nur insoweit statt, als man sich gegenseitig zu schwelgerischen Diners lud, die selten ohne Indigestionen für die Beteiligten zu Ende gegessen wurden. Jede Anregung des Geistes oder des Herzens fehlte; gäbe es nicht in dieser Stadt das Rijksmuseum, das Museum van der Hoop und noch eine und die andre Sammlung und Denkmäler, Margarethe hätte nie erfahren, daß in Amsterdam Rembrandt gemalt, Spinoza seine philosophischen Systeme aufgebaut hatte. Wenn sie einmal in einem Gespräch mit einem der jungen Millionäre auf einen geistreichen Gedanken gestoßen war und eine Oase in der Wüste gefunden zu haben glaubte, dann bemühte sie sich zwar ihren Gegenpart durch die kleinen Künste ihrer Kofetterie zu fesseln, aber sie merkte bald, daß jener Gedanke nur das Echo aus einem französischen Roman wiedergab und über diesen nicht hinausreichte. So hielt sie sich auch nur wenige Monate in Amsterdam auf und reiste wieder nach Berlin zurück; ihr Gemahl sah diese Abreise nicht ungern, da sie ihm die Möglichkeit seines gedankenlosen Schlaraffentums voll und ungestört zurückgewährte. Von dieser Zeit an war Frau van Köllen nur ein Gast in ihrem Hause; sie reiste von Berlin nach Wien und Paris, nach Trouville und Baden-Baden, nach Monaco und Saxon, und fühlte sich nur insoweit als die Gattin von Joseph van Köllen, wenn sie dessen Kreditbriefe empfing, mit denen dieser nicht kargte; er würde sich vielmehr mit noch größeren Summen die Gemächlichkeit erkaufte haben, mit der er, wie früher, seine Cigarren rauchen und seine Spitzen mustern konnte. Selten hielt sich Margarethe an einem Orte längere Zeit auf; ihr fehlte die Ruhe und Stetigkeit des Gemüths, und jede neue Zerstreung und Abwechslung machte sie nur noch unfähiger für Genüsse. Auch konnte es nicht fehlen, daß sie sich bald in Gesellschaften und Kreisen befand, die, je mehr Wert sie auch auf den äußern Menschen, auf eine untadelhafte und moderne Toilette,

auf entsprechende Gewohnheiten legten, destoweniger peinlich in Bezug auf den innern Anstand und auf die Moral überhaupt waren. Es war dies ganz natürlich; als junge schöne Frau, die sich nur mit Dienerschaft an Orten aufhielt, welche der Sammelpunkt der internationalen fashionablen Welt mit all den Fehlern und Lastern der kosmopolitischen Anschauungen waren, gab sie, anfangs ohne es zu merken, Abenteurern allerlei Art Zutritt. Und als sie es merkte, war sie schon zu tief in diesen Verkehr geraten und zu sehr in dessen Gewohnheiten verstrickt, um noch vor dem letzten Schritt zurückzuschrecken, mit dem sich die Frau über die der weiblichen Ehre gezogenen Grenzen hinwegsetzt. So geriet sie bald in galante Abenteuer und erprobte an sich selbst, wie sich in ihrem Leben dasjenige verwirklichte, was sie bisher nur in den Romanen gelesen und in den Pariser Komödien auf der Bühne gesehen hatte. Aber in diesem Leben des Genusses fehlten auch nicht die Augenblicke der Überfättigung und des Ekels; dann merkte sie mit Bitterkeit und Schmerz, daß alle Surrogate nicht ausreichten, um das zu ersetzen, was ihrem Herzen fehlte, und die Worte Oswalds bei ihrer letzten Unterredung in Cortina tönten ihr unaufhörlich in ihrem Gewissen nach. Dann gedachte sie in Reue der Vergangenheit und ihre Phantasie malte sich als Gegenstück zu ihren Irrfahrten und zu den niemals befriedigenden Vergnügungen das Leben aus, das sie an der Seite Oswalds geführt haben würde, wenn sie seiner Werbung Gehör geschenkt hätte. Und je mehr sie sich die Genüsse dieses Lebens an der Seite eines geschätzten Künstlers auszuschnücken wußte, je mehr sie sich vorstellte, welchen Salon sie in Berlin, umgeben von den ersten Koryphäen der Kunst und Literatur, hätte besitzen können, umso wechselnder wurde ihre Stimmung. Denn nicht in sich selbst suchte und fand sie die Ursache ihres unerquicklichen Daseins, sondern nur außerhalb ihrer Persönlichkeit, bald in Oswald selbst, bald in ihren Eltern. Und so wechselten in ihr die Gefühle von Haß und Liebe zu dem verschmähten Künstler. Bald wollte sie sich an ihn, von dem sie sich verachtet glaubte, rächen; dann sann sie auf Mittel, wie sie in ihm die alte Liebe entflammen und, wenn sie ihn ganz zum Sklaven ihrer Launen gemacht, ihn wieder von sich und zurück in das Elend stoßen könnte. Bald wieder erwachte ihre Liebe zu Oswald; sie hoffte auf eine Vereinigung mit ihm, und es schien ihr dann nicht schwer, sich von den Fesseln ihrer Ehe zu lösen und ihr neues Leben ganz und in voller Hingebung dem Geliebten zu weihen. Aber welche Stimmung auch zu der einen oder andern Zeit in ihr die Oberhand behielt, der Wunsch, ihn wiederzusehen und für sich wiederzuerobern, blieb stets derselbe. Während der ersten Monate ihrer Ehe hatte sie von der Existenz Oswalds nichts erfahren können, man wußte nur von ihm, daß er in Italien von einem Orte zum andern wandere, und daß er auch einmal von dort Bilder in die Berliner Ausstellung geschickt habe. Ein Brief, in welchem sie bei ihrem Vetter Großheim sich nach dem Aufenthalt des Künstlers erkundigt hatte, blieb unbeantwortet. Später hatte

sie von dem nie alternden Adjutanten ihrer Mutter, Dr. Späth, erfahren, daß Oswald in Rimini lebe, und nach der Gewohnheit vieler Maler in die Netze eines Modelles gefallen sei, das er zuletzt, um sich des ungestörten Besitzes zu erfreuen, geheiratet habe. Diese Nachricht führte Margarethe aufs neue in den Strudel ihres bisherigen Lebens zurück, aber die Betäubungen desselben hielten nicht lange vor, und trotz der Verachtung und des Hasses, den sie dem Geliebten wegen dieser Wahl nachtrug, blieb ihr alter Wunsch, ihn wiederzusehen, nicht nur lebendig, sondern schlug immer stärkere Wurzeln in ihr.

Sie war wieder einmal aus Baden-Baden in der übelsten Laune nach Berlin zurückgekehrt. Sie hatte einem französischen Abenteuerer, der sie eine Zeit lang gefesselt, den Laufpaß gegeben, nachdem sie zu der Erkenntnis gelangt war, daß dieser sie hauptsächlich nur zur Bezahlung seiner Schulden verwenden wollte. Damals hatte gerade Oswalds „Triumph der Kirche“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als sie in dem Dämon der Sinneslust ihr eignes zur Leidenschaft idealisirtes Bildnis wiederfand, durchrieselte sie ein frohes Gefühl. Sie erkannte daraus mit stolzer Freude, daß Oswald trotz der Trennung und trotz seiner Ehe ihrer nicht vergessen habe. Mit der Divination einer in den Verschlingungen der Liebe erfahrenen Frau sah sie den Gegensatz, der sich in dem innern Leben Oswalds vorfand, und sie hielt die Gelegenheit für günstig, sich seiner zu bemächtigen und ihn ihre Übermacht fühlen zu lassen. Auf ihre Mutter, der sie nicht ohne Grund den Bruch mit Oswald und ihr Ehejoch mit van Köllen zuschrieb, hatte sie ihren ganzen Haß entladen; sie benutzte ihr elterliches Haus nur als Absteigequartier, und ihre Mutter durfte nicht wagen, ihr Vorstellungen wegen ihres Lebens zu machen, ohne sich selbst die schwersten Vorwürfe zuzuziehen. Als in den Zeitungen die Nachricht von Oswalds Ablehnung der Professur bekannt geworden war, hielt es Margarete nicht länger in Berlin; sie reiste ende September 1878 nach Italien und traf, da sie keinen langen Aufenthalt auf ihrer Reise machte, anfangs Oktober in dem großen Badehotel in Rimini ein, das jetzt schon, da die Saison für Italien vorüber war, fast ganz von Fremden geleert war; sie machte daher umsomehr von sich reden.

Margarete hatte auf eine zufällige Begegnung mit Oswald gerechnet; da dieser aber gerade in diesen Tagen verstimmt zu Hause saß, so war der Zufall ihrem Wunsche nicht entgegengekommen. Sie entschloß sich daher, als ob nichts vorgefallen wäre, Oswald einen Besuch in seinem Atelier zu machen. Das Zusammentreffen der beiden Frauen war ein eigentümliches; die kühle Höflichkeit Margaretens kontrastirte mit dem Erstaunen Francescas, die in ihrem Besuch das Vorbild des Dämons in dem Triumph der Kirche erkannte. Mit einem male sah sie die ganze Vergangenheit ihres Mannes, sie fühlte, daß diese Frau dereinst ihre Nebenbuhlerin in der Liebe Oswalds gewesen und nicht gesonnen sei, auf Oswald Verzicht zu leisten. Dieser bemerkte nicht minder, was in dem Innern seiner Frau vorging, er selbst verlor bei dem Anblick des ver-

führerischen stolzen Weibes seine Fassung, sodaß sich Margarete selbst bei Francesca als Freundin Oswalds vorstellen mußte, der in dem Hause ihrer Eltern viele Jahre lang verkehrt habe. Er gewann erst seine Ruhe wieder, als er Margarete in ihr Hotel zurückbegleitete, wozu sich diese die Erlaubnis Francescas, die ihren Oheim nicht verlassen wollte, ausdrücklich erbeten hatte. Oswald war durch das Erscheinen Margaretens aus seiner Lethargie erwacht, noch einmal loderte in ihm der Born auf; er überschüttete Frau von Köllen mit Vorwürfen, daß sie es gewagt habe, nach allem, was vorgefallen sei, in sein Haus zu kommen und seiner edeln Frau vor das Gesicht zu treten. Seine Entrüstung aber kannte keine Grenzen, als er erfuhr, daß Margarete nur um ihn wiederzusehen die Reise unternommen habe.

Diese sah bald ein, daß sie Oswald von der sentimental Seite nehmen müsse, um ihn zu rühren. Sie schilderte ihr ödes, freundloses Leben an der Seite eines Gatten, der weder Geist noch Gemüt habe, um eine Frau zu schätzen; sie fluchte ihrer Mutter, welche die kindliche Unerfahrenheit der Tochter gemißbraucht habe, um sie von Oswald zu reißen und an einen ungeliebten und gefühlarmen Mann zu ketten, sie beschwor den frühern Geliebten, ihr wenigstens zu gönnen, daß sie, auch ohne ihn wiederzusehen, ein paar Tage dieselbe Luft mit ihm atmen dürfe.

Oswald war diesem Ausbruch der Leidenschaft gegenüber äußerlich fest geblieben, in seinem Innern aber fand der Gedanke Raum, wie auch er an der Seite dieser Frau ganz anders seinem künstlerischen Berufe nachgelebt hätte. Dann aber wieder klagte er sich der Treulosigkeit gegen Francesca an, die durch ihre selbstlose und hingebende Liebe ihn vor dem Abgrunde der Verzweiflung gerettet und dem Leben wiedergegeben habe. Er fand bei seiner Rückkehr Francesca ganz verstört; sie fühlte, daß ein Geheimnis zwischen ihr und ihrem Gatten bestand und daß die Fremde den Schlüssel zu diesem Mysterium besitze. Oswald ergriff ein tiefes Mitleiden bei dem Anblick seiner trauernden Frau, und als nach dem Thee Don Baldassare sich zur Ruhe begeben hatte, nahm er seine Frau in das Atelier und erzählte ihr von seinen Kämpfen um Margarete, aber auch wie er für immer dieser Liebe entzagt und in seinem treuen Weibe den schönsten Lohn für vergangene Unbill empfangen habe. Er habe sie niemals durch eine solche Erzählung verwirren wollen, aber jetzt auch eine volle Beichte abgelegt, da sie durch die unerwartete Erscheinung Margaretens notwendig geworden sei. Francesca fühlte sich durch dieses freie Bekenntnis wieder ganz beruhigt, sie glaubte ihren Gatten neu gewonnen zu haben, aber wilde Träume beunruhigten ihren Schlaf, und als sie erschreckt erwachte, hörte sie, wie ihr Mann im Schlafe den Namen der Rivalin mit einem Tone aussprach, der ihr bis in das Innerste des Herzens drang.

Es wurde der Fremden unter den Ehegatten nicht mehr Erwähnung gethan; Oswald aber konnte sich nicht beherrschen, er ging hinaus an den Strand

und traf hier wiederum mit Margarete zusammen. Diesmal hatte diese ihre Kampfesweise geändert; sie bat um Verzeihung, wenn sie ihn mit dem neuen Ausbruch ihrer Leidenschaft getränkt habe, rühmte Francescas Wesen und Bescheidenheit und erklärte feierlich, daß sie niemals daran denken würde, die wiedererlangte Ruhe seines Gemüts zu stören. Sie bat nur, es zu ertragen, wenn sie einige Zeit noch die Seebäder von Rimini gebrauche; auch sie wolle, wie er selbst, an diesem Orte Frieden mit sich und der Welt erwerben. Ebendeshalb sprach sie den Wunsch aus, sich freundschaftlich Francesca nähern zu dürfen und sich neidlos ihres Glückes mitzufreuen. Oswald wollte jedoch von einer neuen Zusammenkunft der beiden Frauen nichts wissen, blieb aber im übrigen den Lockungen der Sirene zugänglich. Wurde ihr früheres Verhältnis auch fernerhin nicht mehr berührt, so entflammte doch Margarete den Künstler-ehrgeiz Oswalds durch die Schilderung von dem Eindrucke, den sein Bild in Berlin hervorgerufen habe, und von den Erwartungen, die man allgemein für seine Zukunft hege.

So fügte es sich denn auch ohne besondre Verabredung, daß Oswald täglich mehrere Stunden im Gespräch mit Margarete am Meere verbrachte, ohne seiner Frau, die diese Zusammenkünfte freilich ahnte, etwas mitzuteilen. Auf der einen Seite stachelte ihn Margarete an, dem Rufe nach Berlin Folge zu leisten oder doch seinen Aufenthalt in einer Stadt zu nehmen, wo er für seine Studien Anregung und Anerkennung finden würde. Auf der andern Seite fand er Francesca immer mehr verschlossen und betrübt — ein Umstand, den er nicht seiner eignen Treulosigkeit, sondern dem schlechtern Befinden des Marchese zuschrieb. Es wurde deshalb Margareten nur allzuleicht, durch ihr geistvolles Geplauder Oswald ganz wieder an sich zu fesseln; er brachte den größten Teil des Tages in ihrer Gesellschaft zu. Die Arbeit in dem Atelier ruhte, für seine Frau hatte er kaum einen Blick mehr und in seinem wachsenden Schuldbewußtsein ging er jeder intimern Begegnung mit dieser aus dem Wege. Dem braven Rebecchini entging es nicht, daß Oswald der Fremden mehr als geziemend Aufmerksamkeit zuwendete, er wollte einmal in Gegenwart von Don Baldassare seinem Unwillen Luft machen, aber ein bittender Blick Francescas legte ihm Schweigen auf, und beim Hinausbegleiten bat sie den Freund, auch ihrem Manne gegenüber nichts zu äußern, da sich dieser schon selbst wieder zurechtfinden werde.

Margarete war noch nicht vier Wochen in Rimini, als sie ihres Sieges über Oswald gewiß zu sein schien. Jetzt sprach sie von ihrer Abreise und Rückkehr in die Heimat. Oswald geriet darüber in Verzweiflung. Der Gedanke, wieder einsam zurückzubleiben und auch seiner Frau gegenüber nicht mit der frühern Offenheit auftreten zu können, war ihm drückend und unerträglich. Er gedachte erst, eine Reise nach Rom und Neapel zu machen, um sich durch neue Eindrücke von den ihn quälenden Gedanken zu befreien. Er sprach auch seiner Frau gegenüber diesen Wunsch aus, allein Francesca wollte nicht durch eine solche äußerliche Ablenkung ihren Mann für sich gewinnen. Ihr stolzes und mutiges Herz wollte, daß sich Oswald selbst und aus sich heraus von seinem Abwege wiederfinde. Sie bat ihn, zu bedenken, daß wenn er in den alten Verhältnissen und in der Arbeit nicht die Stetigkeit des Gemütes erlange, die Reise ihn nur neu erregen und beunruhigen würde. Die Reise solle er nur antreten, wenn ihm jede Fähigkeit zu arbeiten geschwunden sei. Oswald eilte von dieser Unterredung zu Margareten, erfuhr aber, daß dieselbe infolge eines Tele-

grammes plötzlich abgereift sei, aber in Bologna noch eine Woche zu weilen gedenke. Dieser Schachzug der Meisterin entschied. Oswald reiste ab und traf in Bologna mit Margarete zusammen. Beide reisten gemeinschaftlich nach Mailand, und ohne daß zwischen ihnen eine andre Verständigung als in Gedanken stattgefunden hatte, stiegen sie im Hotel Manin in Mailand ab, wo man sie als Ehepaar aufnahm und ihnen ein gemeinsames Logis anwies.

(Schluß folgt.)



Notiz.

Die Überproduktion in Lehrbüchern. In dem „Lexikon der Pädagogik“ von F. Sander*), welches wir bei dieser Gelegenheit angelegentlichst empfehlen wollen, findet sich eine Tabelle über die „Verbreitung der Schulbücher an den preussischen Gymnasien, Progymnasien, (damaligen) Realschulen und höheren Bürgerschulen 1880,“ welche einen interessanten Einblick in die auf diesem Gebiete herrschende ungesunde Überproduktion gewährt. Von dem gewiß anerkennenswerten Gesichtspunkte ausgehend, daß durch die freie Konkurrenz der Lehrbücher „das thätige Interesse des gesamten Lehrstandes an der Besserung der Lehrmittel erhalten und der Gefahr einer sachlichen Ungerechtigkeit in dem einem bestimmten Lehrmittel bewilligten Monopol begegnet wird,“ hat die preussische Unterrichtsverwaltung darauf verzichtet, die Herstellung geeigneter Lehrbücher selbst in die Hand zu nehmen, wie dies in Oesterreich, Baiern u. s. w. wenigstens teilweise der Fall ist. Was ist nun das Ergebnis dieser freien Konkurrenz, welche übrigens durch genaue Vorschriften, besonders betreffs der höheren Unterrichtsanstalten (nach dem Erlasse vom 12. Januar 1880), geregelt wird? Eine Überfülle, die umso erstaunlicher ist, wenn man bedenkt, daß die an den verschiedenen Lehranstalten wirklich eingeführten Lehrbücher bereits eine wiederholte sehr sorgfältige Prüfung bestanden haben.

Aus der erwähnten Tabelle ersieht man, daß von 1544 Lehrbüchern 668, also 43,2 Prozent, nur an einer Lehranstalt eingeführt sind, und zwar, wie man mit fast apodiktischer Gewißheit behaupten kann, an derjenigen, an welcher der Verfasser unterrichtet. In den meisten Fällen dieser Art ist die Einführung lediglich ein Akt kollegialischer Höflichkeit, da nach dem Erlasse vom 12. Januar 1880 über die Einführung eines neuen Lehrbuchs zunächst das Lehrerkollegium der betreffenden Anstalt in einer Fachkonferenz zu beraten hat, nach deren Entscheidung der Direktor die Genehmigung des Provinzialschulkollegiums beantragt. Lehrreich ist es auch zu sehen, auf welchen Gebieten dieser Mißstand am größten ist: von den 99 Lehrbüchern der Mathematik, welche 1880 in Preußen benutzt wurden, waren 55, also 55,5 Prozent, nur an einer Anstalt eingeführt, von 65 Lehrbüchern der Naturbeschreibung 36, also 55,3 Prozent, von 85 französischen Lehr- und Übungsbüchern, bez. Vokabularien 44, also 51,7 Prozent, von 160 Lehrbüchern für evangelische Religionslehre 80, also genau die Hälfte, und von 201

*) Lexikon der Pädagogik von Ferdinand Sander, Regierungs- und Schultat in Breslau. Handbuch für Volksschullehrer etc. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1883.